

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 33

Artikel: Ein Schweizer dreimal unfreiwilliger Zeuge einer Revolution
Autor: Brennwald, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751904>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Schweizer dreimal unfreiwilliger Zeuge einer Revolution

VON R. BRENNWALD

Die Aufmerksamkeit der ganzen Welt ist seit nunmehr einem Jahre auf Spanien gerichtet, wo sich einer der blutigsten Bruderkriege abspielt, die die Weltgeschichte kennt.

Von drei ganz anders gearteten Revolutionen sei hier die Rede, in die hinein ich völlig wider Willen geriet. Die Erzählung meiner Erlebnisse wird sicher nur wenige Leser gleichgültig lassen, sonst möge sich nur einmal jeder vorstellen, die Tatsachen, die ich hier schildere, seien ihm zugestossen.

I. In Montevideo (Uruguay).

Es war zu Anfang dieses Jahrhunderts. Ich war als junger Seemann wegen einer Lungenentzündung von meinem Schiffe im Hospitale de la Caridad in Montevideo eingeliefert und nach einem Monat als geheilt wieder entlassen worden. Ein Hamburger Dampfer sollte in vierzehn Tagen im Hafen eintreffen und mich als Passagier nach Hamburg zurückbringen.

Ich hatte somit zwei Wochen Zeit, zu bummeln und mir das Leben dieser südamerikanischen Stadt anzugucken. Obgleich ich verschiedene Sprachen spreche, verstand ich doch weder spanisch noch portugiesisch. Täglich spazierte ich durch die belebten Straßen, denen nicht im geringsten anzusehen war, daß eine Revolution vor der Tür stand, mit Ausnahme wohl von Plakaten in weißer und roter Farbe, deren Inhalt mir natürlich mit Ausnahme der Ueberschriften: «Partia Colorada» und «Partia Blanca» unverständlich blieb. Auch kannte ich niemanden in der Stadt, bei dem ich Erkundigungen hätte einziehen können, abgesehen davon, daß mich als Seemann die internen Verhältnisse eines Landes wenig oder gar nicht interessierten.

Das Zentrum der Stadt Montevideo ist auf einem Hügel gelegen. Dort befindet sich auch die prächtige alte Kathedrale, vor der sich ein schöner, schattiger Park ausdehnt, an dessen anderem Ende das langgezogene einstöckige Regierungsgebäude steht.

In diesem Park saß ich, ermüdet von der unerträglichen Hitze, und ruhte gelangweilt im Schatten der alten und mächtigen Bäume auf einer Bank aus. Der Park ist auf der einen Seite durch die Kirche, auf der anderen durch das Regierungsgebäude begrenzt, während auf die anderen beiden Seiten alte, enge Straßen einmünden, die beinahe alle bergab, der See zuführen.

Es fiel mir auf, daß zum Unterschied von anderen Tagen nur sehr wenig Leute durch den Park gingen und vor allem, daß die sonst «alltäglichen» Kindermädchen mit den ihnen anvertrauten Kindern fehlten; auch schien mir, die Wache vor dem Regierungsgebäude sei verstärkt worden. Ich machte mir jedoch nichts weiter daraus, träumte und duselte, von der Hitze ermüdet, langsam in einen leichten Schlummer hinüber, der mich Zeit, Ort und Umgebung vergessen ließ.

Plötzlich erwachte ich an einem Mordsspektakel. Ich mußte mir erst die Augen reiben, um richtig zu sehen. Hunderte von Menschen drangen von den Seitenstraßen der einen Seite des Parkes her in den Park ein, gestikulierten, schrien irgend etwas, das ich natürlich nicht verstand und liefen und rannten gegen das Regierungsgebäude. Rasch war der Park von Menschen überschwemmt, und unwillkürlich wurde ich von der Menge mit fortgerissen und in diese so eingekeilt, daß ich keinen Ausweg mehr fand.

Jetzt erst bemerkte ich, daß die Leute bewaffnet waren und um ihre Hüte ein rotes Band geschlungen hatten, das sie zweifellos als Mitglieder der «Partia Colorada» (der roten Partei) kennzeichnen sollte.

Von dieser wilden Meute wurde ich nun mitgeschleift bis vor das Regierungsgebäude, woselbst ein furchterliches Geheul einsetzte, Drohungen ausgestoßen und nach den Fenstern Steine geworfen wurden. Bald krachten auch einzelne Schüsse und es ging nicht lange, bis sich die großen Tore des Regierungsgebäudes öffneten und Truppen mit aufgefanztem Bajonett zum Sturmangriff auf die Menge übergingen, nicht ohne vorher noch eine Salve in die Luft abzugeben.

Dies alles hatte die Menge wohl nicht erwartet. Mit ihrer Bewaffnung, die aus Stöcken, Knütteln, Messern, langen Dolchen und Pistolen bestand, konnte sie natürlich gegen das Militär nicht viel ausrichten, und die Leute begannen erst langsam, dann immer schneller zu fliehen. Dabei wurde nun fortwährend geschossen. Eingekeilt, wie ich war, befand ich mich eigentlich in keiner großen Gefahr; ich mußte mich eben geduldig mitreißen lassen, wohin es immer gehen sollte. Wohl oder übel mußte

ich also mitrennen und zwar ging es quer über den Park, hinein in die engen, dunkeln, dem Hafen zu bergab führenden Querstraßen, immer verfolgt vom Militär. Das Schießen hatte nach und nach aufgehört, jeder dachte nur noch an schnellste Flucht.

Doch was war plötzlich los? Die vordersten Reihen stoppten und versuchten, die Menge wieder in den Park zurückzudrängen, was jedoch unmöglich war, da ja hinter uns die Soldaten vorrückten. Wir sollten nur zu rasch aufgeklärt werden. Die Querstraße unten herauf galoppierte Kavallerie heran, die sofort mit gezücktem Säbel die vordersten Reihen angriff.

Nun war natürlich die Situation nicht mehr gemütl. Wir waren von vorn und hinten eingeschlossen, zu einer lebenden Mauer zusammengekeilt, und nur ganz langsam bewegte sich dieser Keil macht- und ziellos die Straße hinunter, immer mehr in den Bereich der vernichtenden Säbel der Kavallerie.

Man stelle sich meine Lage vor. Ohne jedes Interesse an dem Parteikampf, der sich hier abspielte, unverschuldet und noch geschwächt vom langen Hospitalaufenthalt, sehe ich mich plötzlich mitten drin in einer von Militär umzingelten Revolutionspartei, ohne Kenntnis der ganzen Situation und ohne die Möglichkeit, mit irgend jemandem ein verständliches Wort zu wechseln.

In der Hoffnung, wenigstens irgendwo eine Gelegenheit zu finden, mich in ein Haus oder einen Hof flüchten zu können, war es mir gelungen, mich Zentimeter für Zentimeter immer näher an die linke Häuserreihe heranzuschleichen und dies gerade zur Zeit, als die Kavalleristen, sich verteilend, in die Menge einritten und links und rechts Säbelhiebe austeilten.

Da kam der Höhepunkt. Einer der Reiter war bis zu dem vor mir stehenden Manne herangedrungen. Dieser, in der rechten Hand einen kurzen Dolch haltend, erhob den Arm, um entweder den Reiter oder dessen Pferd zu stechen, und schon sauste der Säbel auf den armen Teufel herunter und spaltete ihm zweifellos sofort den Schädel, denn er sank wie vom Blitz getroffen in sich zusammen, stieß mir aber im Fallen den Dolch, den er zwischen seinen verkrampten Fingern hielt, durch den rechten Oberschenkel, so daß die Dolchspitze an der Rückseite des Schenkels wieder heraustrat.

Ich hatte den Stich wohl leicht gespürt, jedoch in der Aufregung und der Schnelligkeit des Vorfalles keinen eigentlichen Schmerz empfunden. Immerhin war ich mir sofort der Gefahr des Verblutens bewußt. Ich ließ deshalb den Dolch stecken, um den Blutverlust aufzuhalten. Durch das Stürzen des getöteten Mannes war der Reiter gezwungen, sein Pferd zurückzureißen, und dadurch gelang es mir, mich ganz an das nächste Haus heranzumachen und mich aus der weiteren Gefahr durch dessen Türe, die Gott sei Dank nicht verschlossen war, zu flüchten.

Im Innern des Hauses führte mich ein langer, dunkler Gang in einen Hof, wo ich, das Schicksal hat es gut mit mir gemeint, eine alte deutsche Frau fand, die eine Wäscherei hatte und die mir, nachdem wir den Dolch entfernt hatten, einen sehr guten Verband anlegte, der vorläufig wenigstens die Gefahr des Verblutens fernhielt. Ich blieb mehrere Stunden bei der Frau, bis sich draußen alles wieder beruhigt hatte.

Als ich die Straße wieder betrat, war nicht das geringste mehr zu sehen.

Noch heute ist eine Narbe an meinem rechten Oberschenkel eine lebende Erinnerung an die erste Revolution, die ich in meinem Leben mitzumachen gezwungen war.

II. In Portugal.

Es war im Jahre 1919. Der Weltkrieg war zu Ende und der Friede geschlossen.

Ich war inzwischen zum Direktor einer amerikanischen Versicherungsgesellschaft avanciert und befand mich als solcher auf einer Reise durch die verschiedenen Staaten Europas, mit dem Zwecke, die Geschäftsverbindungen, die durch den Weltkrieg seinerzeit abgebrochen worden waren, neu anzuknüpfen.

Von Madrid hatte mich der Schnellzug bis an die portugiesische Grenze gebracht, von wo ich die Reise nach Lissabon in einem portugiesischen Zug fortsetzen mußte. Eine junge Pariser Dame hatte sich schon in Madrid zu mir ins Coupé gesetzt, und so bot sich mir während der unendlich langen Reise Gelegenheit zum Plaudern.

Beim Umsteigen auf der portugiesischen Grenzstation fiel mir auf, daß das ganze Zugspersonal nur aus Militär zusammengesetzt war. Die Pariser Dame erklärte mir,

daß die Eisenbahner streiken und man in Portugal täglich den Ausbruch einer Revolution erwarte. Diese Revolutionen waren allerdings nie sehr ernst zu nehmen, brach doch damals beinahe alle paar Monate eine aus und wurde dann gewöhnlich in wenigen Tagen wieder beigelegt. Wir waren daher auch nicht beunruhigt und fuhren ohne Sorgen Portugals Hauptstadt entgegen. Doch die Reise ging unendlich langsam vor sich, da man fürchtete, es könnten auf der Strecke Minen gelegt sein. An einer Station hatten wir einen halbstündigen Aufenthalt. Hier fiel mir auf, daß der Stationsvorstand, der die Uniform eines Hauptmanns trug und mit dem Rücken gegen die Mauer des Stationsgebäudes lehnte, seine Befehle stets in derselben Stellung erteilte, ohne jemals während der vollen Zeit unseres Aufenthaltes seinen Platz oder seine Stellung zu ändern. Ich werde den Grund dafür später erzählen.

Nach vielstündiger Fahrt fuhren wir im Hauptbahnhof von Lissabon ein. Diesem angebaut ist das Avenida Palace Hotel, das von Schweizern geführt wird und woselbst ich mich einlogierte.

Ich erfuhr, daß kurze Zeit vorher der Haupteingang des Bahnhofes durch eine Bombe zerstört worden sei. In der Stadt selbst aber war nichts Auffälliges zu sehen, das auf das Nahen einer Revolution hindeutete, und doch sollte ich in diesem Lande noch allerhand Dinge erleben, über deren Tragikomik ich heute noch lachen muß!

Ja, wenn man die Landessprache nicht versteht!

Schon am ersten Abend ging's los. Von meinem Zimmer aus sah ich hinunter in die prächtige, breite, mit hübschen Anlagen bepflanzte Avenida, Lissabons Hauptstraße. Ich stieg hinab und spazierte die Avenida entlang. Ein großes, hellerleuchtetes Kinotheater mit Riesenreklame erweckte meine Bewunderung. Ich trat an die Kasse und kaufte mir eine Eintrittskarte. Das prächtig dekorierte Innere des Theaters war glänzend erleuchtet, jedoch war mit Ausnahme einer Putzfrau, die in einem der Mittelgänge reinigte, noch niemand anwesend. Gut, dachte ich, das wird hier wohl so sein wie in Italien, wo man eigentlich erst um 9 Uhr ins Theater geht. Warten wir eben geduldig. Die Frau reinigt ruhig weiter, kein Mensch kommt. Es wird 9 Uhr, 9½ Uhr. Eineinhalb Stunden sitze ich nun da vor dem Vorhang, nichts geschieht, niemand kommt, und da wird mir die Sache doch endlich zu dumm. Ich gehe zurück nach der Kasse. Nach langem Hin und Her entdecke ich, daß der Mann französisch spricht und ich ihm endlich eine vernünftige Frage stellen kann. «Wann geht denn hier der Rummel eigentlich los?» frage ich.

Kaum glaublich, mit lächelnder Miene erzählt mir der gute Mann, daß heute «infolge Revolution» überhaupt keine Vorstellung sei, sondern erst in zwei Tagen. Er habe geglaubt, ich wisse das, denn es stehe ja draußen angeschrieben. Wirklich ein Gemütsmensch. Verkauft mir ein Billett, sieht mich ins Theater eintreten (ebenso wie auch die Putzfrau) und beide lassen mich eineinhalb Stunden ruhig den Vorhang angaffen, ohne mich auf den Irrtum aufmerksam zu machen.

Ich verlange mein Geld zurück und gehe weiter. Inzwischen habe ich Hunger bekommen. Ich betrete ein Restaurant, verlange auf französisch, englisch, italienisch und deutsch ein Glas Bier und zwei Spiegeleier. Keiner der Kellner versteht mich. Neben mir sitzt ein Herr mit einem Bier vor sich. Ich deute darauf hin und bekomme schließlich einmal wenigstens das Bier. Nun wegen den Eiern. Ich zeichne auf ein Stück Papier einen Teller und male zwei Eier darauf. Dann halte ich zwei Finger hoch und gackere wie eine Henne und, bei Jumbo, man hat begriffen, — ich erhalte meine Eier.

Mein erster Abend in Lissabon.

Am nächsten Morgen erwache ich an einem scharfen Gewehrgeknatter, das längere Zeit anhält. Plötzlich schlagen auch einige Kugeln durch mein Fenster ein und versenken sich in der gegenüberliegenden Wand, ohne Schaden anzurichten. Ich schleiche mich vorsichtig ans Fenster. Die Avenida ist leer von Menschen, mit Ausnahme von zwei oder drei Mann, die auf dem Boden liegen und wahrscheinlich verwundet sind. In einiger Entfernung sehe ich Leute aus Hauseingängen und hinter Bäumen hervorschießen, schräg an unserm Hotel vorbei. Ich kann nicht sehen, auf wen und wohin geschossen wird. Nach einer halben Stunde ist alles vorüber.

Als ich später meine Geschäftsfreunde aufsuche, begegne ich hie und da offenen Auto-Camions, auf denen offensichtlich Gefangene, von Militärpersonen begleitet, transportiert werden. Vor einigen Cafés sitzen Leute an den Tischen, das Gewehr zwischen die Füße gestellt, ge-

rade wie bei uns, wenn unsere Schützen von einer Schieß-
übung zurückkehren.

Einer meiner Geschäftsfreunde, ein Schweizer Ver-
sicherungsdirektor, lädt mich auf den nächsten Tag, den
1. August, zu der von der Schweizerkolonie jährlich ab-
gehaltenen Schweizer Bundesfeier nach Dafunto ein. Er
wird mich im Hotel abholen. Dafunto ist zu Fuß zirka
1½ Stunden westlich von Lissabon, prächtig am Meere
gelegen. Es ist die westlichste Spitze Europas.

Als mich mein Freund am nächsten Tage abholt, er-
klärt er mir, daß zur Zeit kein Auto aufzutreiben sei,
wir müßten daher mit der Straßenbahn fahren. Ehe wir
diese bestiegen, ging er noch in einen Laden, um etwas
einzukaufen. Wenige Minuten später betrat er wieder die
Straße, beladen mit einem großen Paket. Auf meine
Frage, was er denn da habe, antwortete er mir, ich würde
es dann schon noch erfahren.

In Dafunto angekommen, hatten wir erst ein feines
Abendessen in der Villa meines Freundes. Von dieser
aus hatte man einen prächtigen Rundblick über den ter-
rassenförmig bis zum Meere abfallenden Garten auf
Stadt und Hafen von Lissabon. Dann gingen wir zu
Fuß nach der Festhalle, die nicht weit entfernt lag.

Hier wurde ich der gesamten Schweizerkolonie vor-
gestellt. Der Festakt, der vom Schweizerkonsul geleitet
wurde, war sehr schön und die heimatliche Stimmung
tat uns allen wohl. Viele Reden wurden gehalten, dann
gab es hübsche Vorträge, Gesang, und zuletzt kam der
Tanz an die Reihe. Alles dies wickelte sich in gemütlicher
Stimmung reibungslos ab bis um Mitternacht. Da gingen
plötzlich sämtliche elektrischen Lampen aus und wir be-
fanden uns im stockfinsternen Saale. Und nun sollte ich
erfahren, was mein Freund am Mittag in der Stadt noch
gekauft hatte. Das große Paket enthielt Wachskerzen,
die nun angezündet wurden; überall waren zu diesem
Zwecke Kerzenhalter angebracht, und bald erstrahlte der
Saal wiederum im Kerzenlicht. Was hatte das zu be-
deuten?

Unsere Landsleute erklärten mir, daß seit dem Einritt
Portugals in den Weltkrieg jedes Jahr an der 1. August-
feier die städtischen Behörden um Mitternacht den
Schweizern das Licht abdrehten, und zwar deshalb, weil

die damaligen Behörden die Schweizer als Freunde ihrer
Feinde, der verhaßten «Boches» betrachteten! Wir waren
nun im Kerzenschimmer erst recht fröhlich und sangen
und tanzten bis um 3 Uhr morgens.

Ich war nun müde und dachte ans Nachhausegehen.
«Zu Fuß dürfen Sie auf keinen Fall gehen», sagte mein
Freund, «man erwartet heute wieder den Ausbruch der
Revolution, das wäre daher zu gefährlich.»

Die Straßenbahnen fuhren nur bis Mitternacht, Auto
waren keine aufzutreiben, wie sollte ich in die Stadt
kommen?

«Sie können eine Straßenbahn telephonisch mieten»,
sagte man mir. «Uebrigens sind hier auch noch zwei An-
gestellte Ihrer Hotels, die dann auch gleich mitfahren
können.» Sehr gut. Man telephonierte und bald darauf
fuhr ein Straßenbahnwagen vor dem Festsaal vor, der an
der Straßenbahnlinie lag. Die Miete für den Wagen war
12 Milreis, nach meinem amerikanischen Geld also da-
mals ungefähr 25 Cents. Unglaublich, aber wahr.

Als wir in die Stadt einfuhren, hörten wir wieder Ge-
wehrgeklatter und wir legten uns daher vorsichtshalber
auf Anraten eines unserer Begleiter flach auf den Boden
des Wagens. Dieser fuhr bis vors Hotel, wo wir außer
Gefahr waren. Am kommenden Morgen war der ganze
nächtliche Spuk zu Ende und alles war wieder ruhig und
normal.

Ich brauchte nun aber fast drei Wochen für die Er-
langung eines Ausreise-Visums, das mir die Behörden
zunächst beharrlich verweigerten.

Als ich es endlich hatte, ergaben sich neue Schwierig-
keiten. Züge nach Spanien fuhren nur alle vier Tage
ab, ferner war vorgeschrieben, daß stets nur ein Billett
auf vier Passagiere abgegeben werden durfte. Der Grund
dafür war, wie man mir sagte, daß man «Papier sparen
müsse». Um ein solches «Viererbillett» zu erhalten,
mußte man schon 48 Stunden vor Eröffnung des Schat-
ters Queue stehen. Schon 48 Stunden vorher waren eine
Unmenge Leute vom Lande vor dem Bahnhof in langen
Reihen aufgestellt, wo sie geduldig warteten und sich bei
Nacht auf derselben Stelle zum Schlafen niederlegten,
um ja nicht ihren Platz zu verlieren. Unser Hotel hatte
für diesen Zweck speziell einen Mann engagiert, der

nichts anderes zu tun hatte, als die Billette für die Hotel-
gäste zu beschaffen, denn man konnte doch nicht von uns
verlangen, daß wir uns 48 Stunden lang vor dem Bahn-
hof hinlegten. Glücklicherweise gelang es dem Hotel, die
vorgeschriebenen vier Passagiere für ein Billett nach
Paris via Madrid zusammenzubringen. Diese waren ein
gewisser Mr. Hamilton aus Boston, Vertreter einer ame-
rikanischen Lokomotivfabrik, zwei alte Pariser Damen
und meine Wenigkeit.

Endlich war alles soweit. Hamilton bekam das Billett
zur Aufbewahrung. Die Reise bis zur spanischen Grenze
sollte 12 bis 18 Stunden dauern. Man wußte es nicht ge-
nau. Dabei bot sich unterwegs kaum Gelegenheit, etwas
zu kaufen, aus welchem Grunde das Hotel jedem von uns
einen Korb mit Lebensmitteln mitgab. Dieser enthielt
eine Flasche Wein, genügend Brot, Eier, kaltes Fleisch und
je ein halbes Huhn.

Unsere vier Plätze waren numeriert und lagen alle in
demselben Coupé. Als wir dieses besteigen wollten, be-
fand sich bereits ein Mann darin, ein schmutziger Kerl,
barfuß, mit einem Stück Käse und Brot in der Hand.
Lang ausgestreckt lag er auf den Sitzen und schmatzte
seinen duftenden Käse. Hamilton, ein echter Yankee, der
nur englisch sprach, ein Riese von Gestalt, schrie den
Mann an, den Wagen sofort zu verlassen. Dieser verstand
natürlich kein Wort und lächelte uns nur blödsinnig an.
Da faßte ihn Hamilton kurzer Hand am nackten Bein
und riß ihn aus dem Wagen, so daß er auf dem Perron
ausgestreckt liegen blieb. Einige Soldaten, die dies sahen,
kamen dahergerannt und nahmen den Mann sofort fest.

Nun begann eine Eisenbahnfahrt, die mir unvergeß-
lich bleiben wird. Das Personal war natürlich wieder
Militär. Aus Furcht vor etwaigen Minen, fuhr der Zug
ganz langsam; im Wagen war eine unerträgliche Hitze,
so daß Hamilton nach kurzer Zeit es vorzog, auszusteigen
und neben dem Zug herzuclausen, mit der Bemerkung:
«Solange mir der Zug den Weg zeigt, kann ich
auch nach Spanien laufen.» Fuhr der Zug einmal rascher,
dann mußte er rennen, um im Notfall noch aufzuspringen.
Dieses Vergnügen leistete sich Hamilton zum all-
gemeinen Gaudium der Passagiere während der ganzen
Reise öfters.

(Fortsetzung Seite 1056)



will ich stets wandern,
mit dir Erika und keiner andern,
mit dir Erika bin ich erfolgreich,
mit dir Erika komm' ich an's Ziel

5 Modelle ab Fr. 220.-
Verlangen Sie ausführlichen
Gratispromot oder unver-
bindliche Vorführung durch
den Generalvertreter
W. Häusler-Zepf, Olten

Leidende Männer

beachten bei allen Funktionsstörungen
und Schilddrüsenstörungen der Nieren ein-
zig die Ratihäge des erfahrenen, mit
allen Mitteln der modernen Wissenschaft
vertrauten Spezialarztes und lesen
eine von einem solchen herausgegebene
Schrift über Ursachen, Verhütung und
Heilung derartiger Leiden. Für Fr. 1.50
in Briefmarken zu beziehen v. Dr. med.
Hausherr, Verlag Silviana, Herisau 472

Schnebli
Albert-Biscuits



leicht verdaulich, wohlschmeckend;
zur Kranken- und Kinderpflege
unentbehrlich.

In allen besseren Geschäften der
Lebensmittelbranche erhältlich.

505'000.- Fr.
werden am
9. Sept. 37 verteilt

Mit 2 Fr. Einsatz
können Sie mitmachen.
Nur die beliebte und
populäre Gebirgshilfe-
lotterie bietet bei so
kleinem Lospreis so in-
teressante Gewinnaussichten! Dabei unterstützen Sie erst noch
das große, ideale Gebirgshilfswerk. Pressieren Sie! Die ersten
beiden Franchen waren lange vor der Ziehung ausverkauft; auch
diesmal werden vielleicht die letzten Besteller zu spät kommen.

TREFFERPLAN:

1 Treffer à Fr. 50 000.-	1 Treffer à Fr. 15 000.-
1 Treffer à Fr. 30 000.-	1 Treffer à Fr. 10 000.-
1 Treffer à Fr. 9 000.-	
1 - - - 8 000.-	
1 - - - 7 000.-	
1 - - - 6 000.-	
1 - - - 5 000.-	
10 - - - 1 000.-	
50 - - - 500.-	
100 - etc. etc.	
Gesamtlotteriesumme: Fr. 505 000.-	

Ziehung:
9. Sept. 1937

1 Los kostet nur 2.- Franken
1 Serie (10 Lose) Fr. 20.- mit
1 Gratislos für die
Sonderziehung

Einfachste Bestellungsart. Einzahlung auf Post-
scheckkonto VII 7000 der Schweiz. Gebirgshilfe-
lotterie Luzern, unter genauer Angabe Ihrer
Adresse und Beifügung von 40 Rp. für eingeschrie-
bene Zustellung und 30 Rp. extra für Ziehungs-
liste nach Erscheinen. Besonderer Bestellbrief
nicht nötig. (Auf Wunsch auch Nachnahmesendung).



Schweiz Gebirgshilfslotterie

Trefferauszahlung
ohne Steuerabzug.

Geschäftsstelle: Luzern, Theaterstr. 15 (im Gebäude der Schweizerischen
Nationalbank), Telefon 22.478
Die Lose sind nun auch erhältlich bei unserm am Plakat ersichtlichen
Verkaufsstellen.



Dr. Richter's **Nerven-
Tonicum**

beruhigt und stärkt die
Nerven. Ein Versuch
überzeugt. Fl. Fr. 5.75
in den Apoth. od. franko
Zusendung d. Apotheke
Richter & Co.,
Kreuzlingen 2



**Eigener
Süßmost**
für die
Familie

vom August bis De-
zember täglich frisch von
der Presse weg mit dem
Mostfritz
6 Größen
Solides Schweizerfabrikat
Maschinenfabrik
BUCHER-GUYER
Niederweningen Zürich

Schweizer JASS Büechli

Von P. Leimbacher und P. Altheer
Mit vielen humorvollen Zeichnungen
von Fritz Boscovits

Dieses Büchlein ist für jeden
Freund unseres nationalen
Kartenspiels unentbehrlich.
Es schildert ernste und hei-
tere Momente und gibt zu-
gleich eine Anleitung, die
jedem ermöglicht, das Spiel
zu erlernen. Preis nur Fr. 1.-

Morgarten-Verlag A. G., Zürich

Nach zirka zweistündiger Fahrt kamen wir in ein Gebiet, in welchem zu beiden Seiten des Bahngeländes herrliche Weinberge sich dehnten. Die Rebstöcke waren mit den schönsten reifen Früchten behangen, und es war daher nicht zu verwundern, daß plötzlich der Zug anhalt und das Personal in die Weinberge rannte, um sich an den Früchten zu erlaben. In kurzer Zeit waren auch wir und sämtliche übrigen Passagiere an der Arbeit und pflichteten und aßen nach Herzenslust. Dies dauerte etwa eine Stunde, dann fuhren wir weiter.

Später kamen wir wieder zu der Station, auf der ich auf der Herreise den Offizier, der den Stationsvorstand repräsentierte, bemerkt hatte, und der bei unserer Einfahrt immer noch zu meinem Erstaunen an die Wand gelehnt dastand. Da wir Aufenthalt hatten, ging ich auf den Offizier zu und fragte ihn auf französisch, warum er denn immer so still stehen bleibe.

Er sprach ein geläufiges Französisch. Der gute Mann erklärte mir, daß infolge der Nachkriegsverhältnisse und der fortwährenden Revolutionen es für sie, auf diesen einsamen und entlegenen Stationen ganz unmöglich sei, Ersatz an Uniformen etc. zu erhalten. Seine Hosen seien bereits am Hinterteil derartig zerrissen, daß er mit Rücksicht auf die meistens in den Zügen mitfahrenden Damen sich nicht von hinten zeigen dürfe und daher immer so lange an der Wand stehen bleibe, bis der Zug wieder abgefahren sei.

Wieder ging es langsam weiter. Abends langten wir auf einer kleinen Station an, wo man uns erklärte, daß der Zug hier über Nacht bleibe, da es zu gefährlich sei, bei Nacht weiterzufahren. Die meisten Passagiere schliefen daher in den Wagen. Hamilton und ich hatten keine Lust dazu und beschlossen, in einem kleinen einsamen Gasthof nicht weit von der Bahn zu übernachten, nachdem wir den Zugführer gebeten hatten, uns in der Frühe zu wecken, falls wir nicht zeitig da sein sollten.

Hamilton und ich erhielten in dem Gasthof, der natürlich sehr primitiv eingerichtet war, aber einem alten Schweizer gehörte, ein gemeinsames Zimmer angewiesen. Unsere Betten standen sich gegenüber, und todmüde von der langen Fahrt legten wir uns bald schlafen.

Mitten in der Nacht erwachte ich wiederum an Gewehrgeknatter und hörte, wie einzelne Kugeln durch das offene Fenster in die Wand unseres Zimmers einschlugen. Ich wollte Hamilton wecken und rief ihm. Ich mußte nicht schlecht lachen, als er mir unter seinem Bett hervor antwortete mit der Bemerkung: «Mach', daß du unter das Bett kommst, wir lassen uns doch nicht hier von den Schuften im Schlaf durchlöchern.» Mein Bett war jedoch so gestellt, daß es von keiner Kugel erreicht werden konnte, und ich verblieb daher wo ich war und schlief nach einer Stunde, nachdem die Schießerei aufgehört hatte, wieder ein. Am nächsten Morgen wußte kein Mensch, wer, auf wen und wohin in der Nacht eigentlich geschossen worden war.

Bald wurde die langsame Fahrt fortgesetzt. Wir mußten nachmittags um vier Uhr an der spanischen Grenze sein, sonst verpaßten wir den Anschlußzug nach Madrid.

Ich sah auf die Uhr und die Landkarte und bemerkte zu den beiden Pariser Damen, daß bei dieser Schneckenfahrt es ausgeschlossen scheint, daß wir die Grenze zur Zeit erreichen würden.

Zwei portugiesische Offiziere, die uns im Coupé vis-à-vis saßen und die auch französisch verstanden, lachten und bemerkten: «Dem kann abgeholfen werden. Kaufen Sie ganz einfach den Zug.» «Meine Herren», sagte ich, «Sie scheinen mich für Rockefeller zu halten.» «Sie verstehen mich nicht», meinte der eine der Offiziere, «auf der nächsten Station müssen wir aussteigen, wir haben dort einen kurzen Aufenthalt, kommen Sie dann mit mir zur Lokomotive, geben Sie mir 5—6 Milreis für den Lokomotivführer, und ich werde die Sache für Sie in Ordnung bringen.» Ausgezeichnet, ich erinnerte mich an die Straßenbahnfahrt von Dafunto nach Lissabon. Hier schien überhaupt alles möglich zu sein.

Auf der nächsten Station gab ich dem Offizier 10 Milreis, ging mit ihm zur Lokomotive, wo er mit dem Führer eine kurze Unterredung hatte. «Alles ist nun in Ordnung», sagte er, «steigen Sie rasch wieder ein, denn der Zug fährt nun sofort und zwar Ihren Wünschen gemäß weiter.»

Wir fuhren ab. Die Offiziere blieben zurück. In wenigen Minuten nahm der Zug eine Schnelligkeit an, die wir gar nicht mehr gewohnt waren. Immer schneller ging die Fahrt, ich sah zum Fenster hinaus, meine Mütze flog mir vom Kopfe, wir hatten bald eine Stunden-geschwindigkeit von mindestens 100 Kilometer erreicht. Mehrere Stationen flogen vorbei, ohne daß der Zug dort wie gewohnt angehalten hätte. Leute, die auf den Stationen den Zug erwarteten, sahen zu ihrem Erstaunen den «Fahrplanmäßigen» vorbeirasen, und einige Passagiere im Zuge begannen zu schimpfen, weil sie auf gewissen Stationen aussteigen wollten. Der Lokomotivführer kümmerte sich jedoch keinen Pfifferling darum, weder um die auf den Stationen vergeblich Wartenden, noch um die im Zug vergeblich Schimpfenden, die zehn Milreis hatten eine ungemachte Wirkung, und Hamilton wälzte sich beinahe vor Lachen.

Und siehe da, wir erreichten die Grenzstation, gerade fünf Minuten vor Abfahrt des spanischen Zuges. Hätten wir diesen nicht erreicht, so hätten wir wahrscheinlich drei Tage auf den nächsten Zug warten müssen. Wir erreichten in derselben Nacht nach Madrid, von wo wir unsere Reise nach Paris ohne Zwischenfall fortsetzen konnten.

III. In Reval (Estland).

Es war Ende 1922. Nach einer zweimonatigen Reise durch Deutschland, Skandinavien und Finnland kam ich eines Abends, nach stürmischer Ueberfahrt, von Helsingfors her, auf der Durchreise nach Riga, in Reval an. Mein Geld ging auf die Neige und ich wollte daher meinen Reisefonds aus unserem Bankkonto in Reval erneuern wie programmäßig vorgesehen war, da meine Reise noch über einen Monat dauern konnte.

Der russische Kutscher in Pelzmütze und schmierigem Mantel, die schlechte Beleuchtung und nicht zum wenigsten das miserable, von Löchern strotzende Pflaster erinnerten mich daran, daß diese Stadt vor noch nicht langer Zeit russisch gewesen war. Mehrere Male blieb das Pferd in einem Loch stecken und stürzte, so daß ich froh war, als wir endlich das Hotel «Zum goldenen Löwen» erreicht hatten. Ich erhielt ein großes Zimmer, das nach der Straße zu lag. Nach einem annehmbaren Abendessen legte ich mich frühzeitig ermüdet ins Bett.

Es war zirka fünf Uhr morgens, als mich plötzlich dumpfer Krach weckte, dem sofort noch weitere Explosionen folgten. Ich nahm an, daß irgendwo eine Explosion stattgefunden haben müsse, da sonst alles still blieb. Ich wollte weiterschlafen, aber da war mir plötzlich, als ob ich in der Ferne Gewehrgeknatter hörte. Kurze Zeit darauf ertönte auf der Straße vor dem Hotel Pferdegetrappel. Ich sprang ans Fenster und bemerkte eine ziemlich große Truppe Kavallerie, die mit ihren Kosakenmützen und den krummen gezogenen Säbeln einen imposanten Anblick bot. Die Soldaten ritten im Galopp gegen die innere Stadt zu.

Das Gewehrgeknatter kam näher und nahm zu, dazwischen dröhnten Kanonenschläge.

Rasch zog ich mich an und eilte hinunter, wo ich in der Halle den Concierge des Hotels totbleich antraf. Auf meine Frage, was denn los sei, konnte er gar nicht antworten, er war zu sehr verängstigt. Ich wollte auf die Straße, aber er ließ mich nicht hinaus und beschwor mich, im Hotel zu bleiben, es sei ein bolschewistischer Aufstand ausgebrochen, den man schon seit Tagen erwartet habe.

Dies paßte mir nun ganz und gar nicht in den Kram. Ich mußte am selben Tage noch mein Geld von der Bank haben, da ich abends weiterreisen wollte.

In der direkten Umgebung unseres Hotels war alles ruhig, dagegen ging die Schießerei in einiger Entfernung unentwegt weiter. Nachdem ich mein Frühstück verzehrt hatte, wartete ich noch bis 10 Uhr vormittags, dann aber wurde mir die Sache zu dumm. Trotz den Bitten der Hotelleute verließ ich das Hotel und begab mich in die innere Stadt. Auf der Straße herrschte der übliche Verkehr, als ob gar nichts vorgefallen wäre, mit Ausnahme einiger Auto-Camions, die mit Krankenschwestern und Verwundeten als Insassen von Zeit zu Zeit an mir vorbeirasteten.

Ich kam um eine Ecke und wollte in die schmale Seitenstraße einbiegen, in der unsere Bank gelegen war. Doch hier veränderte sich das Bild plötzlich.

Blitzschnell warf ich mich wieder zurück und nahm Deckung hinter der Hausdecke, denn vor mir lagen Soldaten in Liegestellung und schossen Salve um Salve nach einem großen Gebäude in der Mitte der engen Straße, aus dessen Fenstern das Feuer prompt erwidert wurde.

Ein Offizier zu Pferde hatte sich ebenfalls, um nicht offen als Zielscheibe zu dienen, hinter der Hausdecke aufgestellt. Das große Gebäude, aus dem geschossen wurde, war das Telegraphen- und Telefonamt, das in der Nacht von den Bolschewisten besetzt worden war, und dem gegenüber sich meine Bank befand. Wie sollte ich wohl dahin kommen, ohne erschossen zu werden, fragte ich mich. Wo wir standen, hinter der Straßenecke, war keine unmittelbare Gefahr. Es standen da noch mehr Leute, von denen ich erfuhr, daß die Explosionen am Morgen von Bomben herrührten, die den Bahnhof zerstört hatten. Der Hauptkampf habe sich zuerst hauptsächlich um den Bahnhof abgewickelt, wobei auch der Ministerpräsident getötet worden sei. Man sagte ferner, daß draußen im Hafen oder vor dem Hafen russische Kriegsschiffe auf ein gegebenes Signal gewartet hätten, das jedoch nie abgegeben wurde, da die Regierung bereits die Situation wieder in der Hand habe. Der Kampf drehte sich also scheinbar nur noch um das Telegraphenamt. Eine große Anzahl Gefangener war bereits an die Wand gestellt und erschossen worden, wie man mir sagte. Ich fand später, daß dies alles mit den Tatsachen übereinstimmte.

In den kurzen Zwischenpausen, in denen das Schießen nachließ oder für Minuten aufhörte, schaute ich in die Straße hinein und sah drei Mann unbekleidet am Boden liegen, die zweifellos tot waren. Später erfuhr ich, daß es sich um drei Offiziere handelte, die am frühen Morgen von einem Anlasse sich nach Hause begeben wollten, von den Revolutionären überrascht, erschossen und ihrer Uniformen beraubt wurden.

Die Revolutionäre standen wohlgeschützt hinter den Fenstern des Telegraphengebäudes. Das konnte daher noch lange so weiter gehen. Ich hatte jedoch keine Lust, mir von diesen Bolschewisten mein Programm über den Haufen werfen zu lassen. Revolution hin oder her, ich mußte mein Geld haben und weiterreisen.

Ich wollte deshalb nun vorsichtig in die Straße einbiegen, doch der Offizier zu Pferde hielt mich sofort zurück. Er sprach deutsch und ich konnte ihm daher die Dringlichkeit meiner Absicht erklären.

Nur drei Häuser weit hatte ich zu gehen, allerdings gerade in die Nähe des Telegraphenamtes. Ich hatte die Beobachtung gemacht, daß jedesmal, wenn die Soldaten im Schießen nachließen, die Revolutionäre ebenfalls die Schießerei für einige Minuten einstellten. Konnte ich nicht, an die Häuserwände gedrückt und springend von Hauseingang zu Hauseingang, mich bis zur Bank begeben? Ich erklärte dies dem Offizier und bat ihn, doch für etwa 2—3 Minuten das Schießen der Soldaten einzustellen.

«Zum Teufel nochmal», sagte der, «wenn Sie absolut ein paar Löcher im Leib haben wollen, so gehen Sie, in Gottes Namen, aber auf Ihre eigene Verantwortung hin, ich habe Sie wenigstens gewarnt.»

Ein kurzes Kommando, das Schießen hörte auf beiden Seiten auf, und ich rannte sofort den Häusern entlang bis zur ersten Haustüre, in die ich mich gerade noch zur rechten Zeit ducken konnte, denn bereits schossen die Revolutionäre auf mich. Sie waren jedenfalls zu sehr überrascht, um sofort schießen zu können, als sie mich rennen sahen.

Diesen Versuch wiederholte ich noch zweimal und gelangte glücklich und unverseht in die Haustüre der Bank.

«Direktion im ersten Stock», las ich auf einem Schild. Im ersten Stock klingelte ich, zwei-, dreimal. Endlich öffnete sich die Türe, nur um wenige Zentimeter, ein totenbleiches Gesicht erschien dahinter und fragte, was ich wolle. Als der halbtote Angestellte hörte, um was es sich handelte, faßte er Mut und ließ mich eintreten. Der Direktor war natürlich nicht anwesend. Man setzte sich mit ihm telephonisch in Verbindung und ich konnte mein Geld erhalten.

Es war jedoch zu gefährlich, sofort wieder zurückzu-kehren, deshalb verblieb ich noch etwa zwei Stunden in der Bank. Inzwischen waren auch vom anderen Straßeneingang her Soldaten im Vorrücken begriffen, ein allgemeiner Angriff des Militärs erfolgte, das Telegraphenamt wurde umzingelt und nach kurzer Zeit mußten sich die Revolutionäre ergeben. Sie wurden gefangen genommen und sofort erschossen.

Am Nachmittag war die Revolution in Reval beendet und nur im Lande selbst, wo sie gleichfalls ausgebrochen war, war sie noch nicht völlig unterdrückt worden.

Ich begab mich nach Cooks Reisebureau, da ich im Besitze eines Schlafwagenbilletes war, das mich am selben Abend noch aus Reval fortbringen sollte. Im Reisebureau jedoch erklärte man mir, daß man kaum glaube, daß an diesem Tage noch ein Zug abgehen werde, da der Bahnhof zerstört, verschiedene Brücken auf der Strecke gesprengt worden seien und im Lande selbst noch Revolution sei. Man versicherte mir jedoch, daß man mir sofort telephonisch ins Hotel Mitteilung zukommen lassen werde, falls dennoch meine Abreise möglich sei.

Endlich, am Abend, kam diese Mitteilung. Ich sollte um 9 Uhr den Zug besteigen. Der Bahnhof war, wie ich bei meiner Ankunft bemerkte, vollständig zusammen-geschossen und rings von Militär umstellt.

Ich mußte eine Viertelstunde weit zu Fuß gehen, ehe ich meinen Zug, außerhalb des Bahnhofes, vorfand. Der Schlafwagenkondukteur erklärte mir, daß ich der einzige Passagier sei und daß es nicht ausgeschlossen sei, daß wir unterwegs umsteigen müßten, falls die gesprengten Brücken noch nicht repariert sein sollten, was jedoch, wie sich später ergab, der Fall war.

Eine Anzahl junger Studenten, die mit Armbinden und Gewehren ausgerüstet waren, fuhr als Schutzmannschaft mit, und auf den verschiedenen Stationen, durch die wir fuhren, bemerkte ich auf den Perrons überall Wachen, die aus solchen jungen Leuten bestanden.

Dies war die letzte Revolution, die ich erlebt habe.

Haben Sie Talent zum Kriminalisten?

Lösung zu Fall 13: Die Handschrift des Täters

Fortsetzung von Seite 1051

Die mit der Untersuchung des Falls beauftragten Kriminalkommissare photographierten die Handschrift des Zettels und sandten die Photographien an alle Zeitungen und illustrierten Zeitschriften in der Stadt mit der Bitte um Veröffentlichung. Alle Leser wurden aufgefordert, nachzuprüfen, ob ihnen diese Handschrift bekannt sei. Bejahendenfalls möge sofort die Kriminalpolizei benachrichtigt werden. Der Angestellte eines Rechtsanwaltes sah in einer illustrierten Zeitung diese Schrift und glaubte, sie schon einmal in irgend welchen Akten gesehen zu haben. Er forschte nach und fand in den Akten eines Prozesses die Schrift eines Zeugen, die mit der veröffentlichten Handschrift übereinstimmte. Er teilte seine Entdeckung der Kriminalpolizei mit. Dieser gelang es, nach kurzer Zeit festzustellen, daß der Zeuge identisch mit dem lang gesuchten «Spezialisten» war. Der Fall, der im Jahre 1912 in Berlin geschehen ist, ist ein Beispiel dafür, daß die Zeitungen und Zeitschriften unter Umständen eine wertvolle Mitarbeit bei der Entdeckung und Entlarvung von Verbrechen leisten können.